

## **Schweizerische Umgangssprachen: eine Herausforderung für die Dialektologie<sup>1</sup>**

1. Einleitung
  2. Die dialektale Qualität der Umgangssprachen
    - 2.1. Die Datengrundlage
    - 2.2. Dialektmessungen
    - 2.3. Umgangssprachliche Dialektalität am Beispiel der Verbformen
  3. Zum alltagsweltlichen Umgang mit Umgangssprachen
    - 3.1. Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung umgangssprachlicher Varietäten
  4. Ausblick
- Anmerkungen  
Literatur

### **1. Einleitung**

Sprachatlanten, Wörterbücher, Grammatiken, Monographien: sie alle dokumentieren die überaus erfolg- und ergebnisreiche dialektologische Forschungstätigkeit, die im letzten Jahrhundert initiiert worden ist. Wir verdanken der Dialektologie ein minutiöses Wissen über areal bedingte Varietäten oder genauer: ein minutiöses Wissen über die Grundmundarten, die sich durch die Besonderheit auszeichnen, dass sie die ältesten an einem Ort üblichen Varietäten sind und somit ein Ideal darstellen, das in einer bestimmten wissenschaftlichen Ausrichtung begründet liegt. Garantiert wird dieses Ideal durch eine gezielte Auswahl der Gewährsleute und ein standardisiertes Fragebuch, das die historisch relevanten Variablen erhebt und die Vergleichbarkeit zwischen verschiedenen Sprecherinnen und Sprechern und damit zwischen verschiedenen Ortsmundarten sichert (vgl. Hotzenköcherle 1962).

Der überaus reiche Ertrag der Dialektologie soll nun ausgeschöpft werden für neue, weitergehende Fragestellungen, für die Frage etwa, wie schweizerdeutsche Varietäten aussehen, deren Sprecherinnen und Sprecher aus den verschiedensten Gründen keine Grundmundartlichkeit garantieren können, sei es, weil sie die geforderte lokale Stabilität nicht aufweisen, sei es, weil sie Schweizerdeutsch zweitsprachlich erworben haben, sei es, weil sie in Beru-

fen tätig sind, die nicht dem bäuerlich-handwerklichen Milieu angehören usw. Zudem stellt sich auch die Frage nach dem linguistischen Charakter jener sprachlichen Ausprägungen, die nicht in einer durch dialektologische Interessen gelenkten formellen Situation erhoben worden sind, sondern die in unkontrollierten, sprachlich unreflektierten, informellen Situationen verwendet werden. Ich möchte also eine eingehende Beschäftigung mit denjenigen sprachlichen Ausprägungen anregen, die mehrheitlich unseren deutschschweizerischen Kommunikationsalltag prägen und die von der Dialektologie bisher weitgehend unbeachtet geblieben sind,<sup>2</sup> weil sie im Verruf stehen, nicht ganz richtige Dialekte zu sein, Ausprägungen, über die Georg von der Gabelentz (1984, 276) die folgenden Befürchtungen geäußert hat:

Wo aber in einer rasch durcheinanderwogenden Bevölkerung die Vertreter verschiedener Mundarten als Gleichberechtigte miteinander zu verkehren pflegen, da führt natürlich die heimische Mundart nicht mehr das ungestörte Stilleben, in dem allein sie gedeiht.

Dieses ungestörte Stilleben führen die schweizerdeutschen Umgangssprachen – und Umgangssprache im folgenden gemeint als informelle Alltagssprache – tatsächlich nicht, was ihre Untersuchung aber umso reizvoller macht.

Zwei unterschiedliche Annäherungen an die Umgangssprache sollen hier vorgeschlagen werden: eine erste, linguistische Annäherung, die versucht, den dialektalen Charakter zu beschreiben und eine zweite, die das alltagsweltliche Verhältnis zu Umgangssprachen zu erfassen versucht, das, wenn es explizit formuliert wird, häufig negative Züge trägt – „Abflachung“, „ärgerliches Mischmasch“, „Oltenener-Bahnhofbuffet-Deutsch“ sind wenig positive Qualifizierungen, die man immer wieder hören und lesen kann. Einen Zugriff zur alltagsweltlichen Einschätzung der Dialektalität, zum alltagsweltlichen Dialektbegriff und zu den alltagsweltlichen Dialekteinteilungen liefert die kognitive Psychologie resp. die kognitive Linguistik. Die vertrauten Pfade der Dialektologie müssen hier also verlassen werden.<sup>3</sup> Zu Aspekten dieses Themenbereiches siehe Kap. 3.

## 2. Die dialektale Qualität der Umgangssprachen

Während die Dialektologie die Sprachdaten von solchen Sprecherinnen und Sprechern ermittelt, deren aussersprachliche Einflussfaktoren abgeschätzt und konstant gehalten werden können, muss hier ein diametral entgegengesetztes Vorgehen gewählt werden. Die verschlungenen, durch Mobilität und Migra-

tion geprägten Biographien heutiger Deutschschweizer lassen es kaum zu, die heterogenen äusseren Einflussfaktoren in den Griff bekommen zu wollen. Die sprachlichen Ausprägungen stehen hier im Mittelpunkt, und sie werden als individuelle Ergebnisse von unzähligen und nicht überprüfbaren Sprach- und Dialektkontakten verstanden, denen Sprecher und Sprecherinnen ausgesetzt sind und waren: der Idiolekt als ursprünglichster Ort des Sprachkontakts.

## 2.1. Die Datengrundlage

Es sollen im folgenden Fragestellungen und Vorgehensweisen skizziert werden, die eine Möglichkeit darstellen, sich dem Phänomen der Umgangssprachen anzunähern und die dafür zum Teil auf die vorliegenden sprachgeographischen Daten bauen. Es handelt sich um Fragestellungen, die an einem Korpus erprobt worden sind, das sich in zwei entscheidenden Punkten von Datensammlungen der Sprachgeographie unterscheidet. Der erste Punkt betrifft die Auswahl der Gewährleute. Es sind Informanten ausgewählt worden, die nur eine einzige Bedingung erfüllen mussten, nämlich sich selbst als kompetenten Sprecher, als kompetente Sprecherin des Schweizerdeutschen einzuschätzen. Vom strengen Anforderungsprofil, das die Sprachgeographie an ihre Gewährleute stellt, ist also abgesehen worden. Die 42 Gewährspersonen sind zwischen 20 und 30 Jahre alt, einige von ihnen sind teilweise im Ausland aufgewachsen, sind innerhalb der Schweiz umgezogen oder haben Eltern aus verschiedenen Regionen der Schweiz oder des Auslandes. Die jungen Erwachsenen sind Studierende an drei verschiedenen Ausbildungsstätten mit gesamtschweizerischem Einzugsgebiet. Heterogene sprachliche Kontakte sind unter diesen Umständen gar nicht zu vermeiden.

Der zweite Punkt, bei dem vom sprachgeographischen Vorgehen abgewichen wird, betrifft die Datenerhebung: im Unterschied zu traditionellen Vorgehen, wo über ein standardisiertes Fragebuch Sprachdaten gesammelt werden, die meist einen sehr reflektierten Sprachgebrauch, also nicht Umgangssprache dokumentieren, ist hier auf ein solches Erhebungsverfahren verzichtet worden zugunsten von Daten aus Redekonstellationen mit geringem sprachlichem Aufmerksamkeitsgrad.<sup>4</sup> Die Materialbasis bilden ungefähr 15-minütige Gespräche über eine Reihe von Alltagsthemen – politische Tagesaktualitäten, Berufswünsche, Hobbies – die kommunikativ möglich sind zwischen einer Interviewerin und einer Gewährsperson, die sich teilweise eben erst kennengelernt haben.<sup>5</sup>

Was leistet dieses Korpus, wo sind seine Grenzen? Von jeder Testperson ist die Sprechweise nur in einer ganz bestimmten Situation belegt. Man kann

also wegen fehlenden Vergleichsmaterials nichts aussagen über die viel diskutierten und wenig untersuchten Anpassungstendenzen<sup>6</sup> an den Gesprächspartner, noch etwas über eine vielleicht bestehende Bi- oder Multidialektalität der Informantinnen und Informanten. Was das Korpus allerdings leistet, ist die Dokumentation e i n e r möglichen sprachlichen Ausprägung, die von ihren Produzenten für Schweizerdeutsch gehalten wird. Im Zentrum des Interesses steht nun die Frage, ob in diesen umgangssprachlichen Ausprägungen einfach eine linguistische Minimaldistanz zum Standarddeutschen eingehalten wird, um die in der Deutschschweiz geforderte soziale Norm nach Mundartlichkeit zu erfüllen,<sup>7</sup> oder ob diese Ausprägungen durch das Vorkommen von Dialektmerkmalen mehr als nur eine diffuse Mundartlichkeit, nämlich einen konkreten Raumbezug signalisieren. Es stellt sich also die Frage nach dem Auftreten und der Kombination verschiedener dialektaler Merkmale auf der idiolektalen Ebene. Dabei muss das methodische Problem der Bezugsnorm gelöst werden, weil – um die lokalen Bezüge einer sprachlichen Ausprägung überhaupt erfassen zu können – ein *tertium comparationis* nötig ist. Man muss also wissen resp. festlegen, wie die Ortsmundart von Marthalen oder Mörel oder Alterswil aussieht, um Aussagen darüber machen zu können, ob eine bestimmte Ausprägung dieser Norm entspricht. Das Problem besteht darin, dass wir diese impliziten Normen nicht kennen und so eine willkürliche Festlegung treffen müssen, was als Mundart eines bestimmten Ortes gelten soll. Wenn in der vorliegenden Untersuchung die Daten des Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) als Bezugsnorm angesetzt werden, so werden Idealisierungen vorgenommen: die Ortsmundart wird als homogene und von anderen Ortsmundarten völlig abgrenzbare Grösse betrachtet. Für die empirische Arbeit, die räumliche Bezüge aufdecken möchte, kann allerdings auf dieses metalinguistische Konstrukt nicht verzichtet werden.

## 2.2. Dialektmessungen

Es geht also darum, umgangssprachliche Ausprägungen „messen“, d.h. sie mit Bezugsmundarten in Verbindung bringen zu können. Verschiedene Methoden zur Erfassung und Messung der Dialektalität von sprachlichen Äusserungen existieren bereits. Vor dem Hintergrund der bundesdeutschen Sprachsituation werden sprachliche Varietäten meist in ein zweipoliges Kontinuum von Grundmundart und Standardsprache eingeordnet und – wie das etwa Ulrich Ammon (1973) gemacht hat – eine entsprechende Dialektnähe oder -ferne rechnerisch ermittelt. Das ist ein Weg, der der schweizerischen Sprachsituation kaum angemessen ist, wo wegen der Präsenz verschiedenster lokaler Varietäten ein vielpoliges Kräftefeld angesetzt werden muss, in dem die Standard-

sprache bloss einen – allerdings wohl einen sehr wichtigen – Pol besetzt. Unter den Bedingungen der deutschschweizerischen Sprachsituation sind Begegnungen unterschiedlichster lokaler Varietäten alltäglich.

Eine mögliche und bereits mehrfach praktizierte Vorgehensweise bei der Bestimmung der Dialektalität besteht darin, dass einige ausgewählte, von der Dialektologie für relevant und konstitutiv befundene Variablen auf ihre Realisierung hin überprüft werden. Dieses Vorgehen haben etwa Stellmacher (1977) und Reitmajer (1979) gewählt, um niederdeutsche resp. bayerische Dialektalität zu messen.

Die Dialektometrie, die innerhalb der französischen Dialektologie entwickelt worden ist und die wissenschaftliche Kategorisierung von dialektalen Ausprägungen anstrebt, erstellt Matrizen von ausgesuchten Dialektmerkmalen verschiedener Ortspunkte und bestimmt mit Hilfe moderner datenverarbeitender Technologien Ähnlichkeiten zwischen Ausprägungen (vgl. Goebel 1980).

Ebenfalls anhand von ausgewählten Merkmalen ist innerhalb der Kreolistik die Implikationsskala entwickelt worden, ein Datenbeschreibungskonzept, das die Kombinationsmöglichkeiten von ausgesuchten Merkmalen zweier verschiedener, in einer Sprechergemeinschaft koexistierender Sprachsysteme darstellt. Hierarchisch-implikativ geordnete Merkmalskombinationen formieren verschiedene Stadien zwischen den zwei Varietäten, zeigen also eine grössere Nähe oder Ferne zu den beiden Bezugspolen (vgl. Bickerton 1973).

Problematisch bleibt bei allen diesen Messverfahren, dass sie auf einer beschränkten Auswahl von Merkmalen beruhen<sup>8</sup> und es letztlich unmöglich ist – wie Hotzenköcherle (1984, 21) schreibt – „unter Fachleuten oder mundartkompetenten Laien über die als konstitutiv zu bezeichnenden Züge zu einer Einigung zu gelangen“. Unbeantwortet bleibt bei diesem Vorgehen nämlich die Frage, wie die nicht berücksichtigten und damit für nicht konstitutiv gehaltenen Variablen realisiert werden und mit welcher Konsistenz sie das Bild der untersuchten Variablen bestätigen.

Für die Untersuchung von Umgangssprachen wäre dagegen ein Verfahren ideal, das die Äusserungen möglichst in ihren vollständigen Merkmalskombinationen erfassen könnte. Während sich die Überprüfung einer Auswahl von Merkmalen bei einem gelenkten Elizitierungsverfahren, das ja gerade die interessierenden Variablen erhebt, durchaus eignen kann, ist ein derartiges Vorgehen bei Daten der vorliegenden Art weniger erfolgreich resp. es vermag den dialektalen Charakter der umgangssprachlichen Äusserungen gar nicht zu erfassen. In freien Gesprächen sind jene sprachlichen Merkmale belegt, die eine grosse Auftretenshäufigkeit haben. Die Frage, die sich hier stellt, ist, welche räumliche Information durch die dialektalen Merkmale in solchen

Konstellationen überhaupt vermittelt wird und welche räumliche Gesamtinformation sich aus der Summe aller Merkmale ergibt: es stellt sich einerseits die Frage nach der Konsistenz der einzelnen Dialektmerkmale – weisen sie ins gleiche dialektale Areal? – andererseits nach ihrer Häufigkeit – wird dieses Areal durch wenige oder viele Merkmale mit welchem Gültigkeitsareal konstituiert? Technisch ist dieses Problem lösbar durch eine Dialektometrie, deren Merkmalsmatrizen eine nicht beschränkte Anzahl von Merkmalen aufnehmen würden. Die vorkommenden umgangssprachlichen Merkmale müssten dann mit den entsprechenden Merkmalsmatrizen der Ortsmundarten verglichen und Abweichungen und Übereinstimmungen ermittelt werden. Allerdings müsste meines Erachtens zusätzlich den quantitativen Aspekten, den Auftretenshäufigkeiten, Rechnung getragen werden, um dem dialektalen Erscheinungsbild von Umgangssprachen gerecht zu werden: es spielt wohl eine Rolle, ob beispielsweise kleinräumige Merkmale oft oder selten vorkommen. Ein solches Vorgehen lässt sich wie folgt veranschaulichen:

### Die Bestimmung der dialektalen Qualität von Umgangssprachen:

sprachgeographische Datenbasis:

Umgangssprachen:

idealer Sprecher 1  
Ort 1

Dialekt 1

a  
b  
c  
d  
...

idealer Sprecher 2  
Ort 2

Dialekt 2

a  
e  
f  
d  
...

idealer Sprecher 3  
Ort 3

Dialekt 3

g  
h  
c  
d  
...

Sprecher Q  
Idiolekt Q

a  
e  
c  
k  
...

(Der quantitative Aspekt wird mit unterschiedlich dicken Pfeilen symbolisiert.)

### 2.3. Umgangssprachliche Dialektalität am Beispiel der Verbformen

Am Beispiel der Beleglage für eine Sprecherin mit Züricher Wohnsitz soll anhand der vorkommenden Verbformen ein Eindruck vermittelt werden über

die qualitative und quantitative dialektale Datenlage, die sich in umgangssprachlichen Äusserungen zeigt. Die Beschränkung der Untersuchung auf die Verbformen ist aus Gründen des Arbeitsaufwandes erfolgt; der Anteil der verbalen Formen macht aber bei allen 42 Textproben immerhin einen Fünftel des gesamten Wortformenbestandes aus und garantiert zudem areale Unterschiede auf verschiedenen linguistischen Ebenen, anders als das etwa bei Partikeln der Fall wäre.

Im knapp 15-minütigen Gespräch sind 202 Verbformen ausgewiesen. Davon sind 2/3 Personalformen, 1/3 fällt auf Infinitive und Partizipien. Für die Verbmorphologie zeigt sich – als direkte Folge der Erhebungssituation – folgende Beleglage: 80% der flektierten Verben gehören zu den „besonderen Verben“ – 85 Hilfsverben, 8 Kurzverben und 16 Modalverben. Die Normalverben sind mit 20% vertreten, machen dann aber bei den Partizipien und Infinitiven mit 70 resp. 50% den Löwenanteil aus. Die einzelnen Personalformen sind sehr einseitig belegt: die 1. Person Singular kommt 53 mal vor, die Endung der 2. Person Singular ist nicht belegt, die 3. Person Singular dagegen 79 mal, die 1. Person Plural insgesamt nur 2 mal, die 2. Person Plural kommt nicht vor, die dritte Person Plural 10 mal. Dieses sehr unterschiedliche type/token-Verhältnis ist auch im lautlichen Bereich festzustellen: hier gibt es beispielsweise 45 Belege für den Hochzungenvokal kurz /i/, 4 Belege für mhd. *â*, für mhd. *û* im Hiatus dagegen nur 2 Belege, und für mhd. *ou* nur einen einzigen Beleg. Einiges, was Dialektologinnen und Dialektologen überaus interessieren würde, ist nicht belegt, ein Manko, mit dem beim hier gewählten Elizitierungsverfahren gerechnet werden muss.

Es soll nun untersucht werden, welche räumliche Information durch diese Verbformen überhaupt vermittelt wird, vermittelt werden kann. Es geht also um die Frage, ob die realisierten Verbformen mit einem konkreten Areal in Verbindung gebracht werden können.

Da das SDS-Material leider nicht maschinell erfasst ist und die Gültigkeitsareale von Merkmalskombinationen nicht automatisch ermittelt werden können, wird das folgende vereinfachte Untersuchungsvorgehen gewählt: die Verbformen werden mit den entsprechenden im SDS belegten Formen jenes Ortes verglichen, an dem die Sprecherin die bisher längste Aufenthaltsdauer zu verzeichnen hat. Eine einzige Ortsmundart, hier Volketswil (SDS, ZH 41), wird einfachheitshalber als Bezugspunkt angesetzt; die Übereinstimmungen und Abweichungen müssen dann interpretiert werden, resp. andere Bezugsorte in Betracht gezogen werden.<sup>9</sup>

Der Vergleich führt zu folgendem Ergebnis: 168 der 202 Verbformen stimmen mit den Einträgen im SDS überein, bei 34 sind Abweichungen festzu-

stellen, die die folgenden neun Phänomene betreffen, die nach ihrer Auftretenshäufigkeit aufgeführt werden (in Klammern ist jeweils das Verhältnis der abweichenden Formen zur Zahl der Gesamtbelege einer Variable angegeben):

Die Abweichungen von der Bezugsmundart (SDS, Zürich 41):

•Umlautlose Form bei der 1. Person Singular des Verbs *haben*:

*Ich ha(n)* statt *ich hä(n)* (19/19)

•Endungslosigkeit bei der 1. Pers. Sg. des Normalverbs:

*ich mach* statt *ich mache* (4/4)

•Offenes statt überoffenes *e* bei Personalformen des Verbs *haben*:

*hènd* statt *händ*, *hèt* statt *hät* (4/16)<sup>10</sup>

Umlaut statt umlautlose Form bei mhd. *u* vor *ck* (*trücke* statt *trucke*) (1/1)

Statt des bezugsmundartlich verzeichneten Konjunktivs *sei* oder *seig* kommt *segi* vor (eventuell Allegroform von *seigi*<sup>11</sup>) (1/1)

•Fehlende Synkopierung bei unbetontem Präfix (Verb *beschliessen*<sup>12</sup>) (1/1)

•Mhd. *û* im Hiatus (Verb *bauen*) wird abweichend mit offenem Diphthong realisiert (1/2)

•Der kurze velare Mittelzungenvokal (Verb *kosten*) wird mit offenem statt geschlossenem *o*-Wert realisiert (1/7)

•Überoffenes statt offenes langes */e:/* (Verb *annehmen*) (1/11)

Sind diese Abweichungen nun damit zu erklären, dass die falsche Bezugsmundart gewählt worden ist und der Idiolekt der Sprecherin mit einer anderen Ortsmundart besser übereinstimmen würde? Da die variablen Realisierungen nach wie vor den Raumbezug sichern, sind die kategorischen Abweichungen entscheidend. Die Schnittmenge der Gültigkeitsareale aller vorkommenden Dialektmerkmale lässt sich mit keinem grundmundartlichen SDS-Areal völlig zur Deckung bringen, weil Einzelbelege (hier etwa *trücke* statt *trucke*) eine inkonsistente Rauminformation geben. Der überwiegende Teil der räumlichen Information beschreibt jedoch ein Schnittmengenareal, das auf den nördlichen Teil des Kantons Zürich weist. Zumindes in quantitativer Hinsicht ist der Bezug zu einem grösseren Areal gewährleistet. Die qualitative Gewichtung muss dagegen vor dem Hintergrund einer linguistischen Theorie erfolgen und bleibt damit letztlich eine Ermessensfrage.

Die Gültigkeitsareale der vorkommenden Dialektmerkmale sind im untersuchten Idiolekt relativ gross. Zur Veranschaulichung seien die räumlichen Bezüge aufgeführt, die durch die Verwendung der flektierten Hilfsverben (85 von 202 Verbformen) hergestellt werden: Die einzelne Verbform wird hier als eine Einheit aufgeführt, obwohl oft mehrere dialektale Merkmale gleichzeitig realisiert werden (vgl. *hèt*: Vokalqualität und Dental sind „Raumindikatoren“).

Das Gültigkeitsareal der vorkommenden Hilfsverben:

	auf zusammenhängenden Arealen der folgenden Kantone belegt: <sup>13</sup>
<i>isch</i> (28) (Qualität von /i/)	ZH, BA, SO, AG, SH, TG, SG, BE, UW, ZG, SZ, UR, GL, GR, WS
<i>ha(n)</i> (19) (Vokal)	ZH, BA, SO, AG, SH, TG, SG, AP, FR, BE, UW, LU, ZG, SZ, UR, GL, GR, WS
<i>hät</i> (8) (Vokal, Dentalqualität)	ZH, SG, GL, AG
<i>bì(n)</i> (7) (Qualität von /i/)	ZH, BA, SO, AG, SH, TG, SG, BE, UW, ZG, SZ, UR, GL, GR, WS
<i>wèèr</i> (4) (Qualität von /e:/, /R/)	ZH, AG, SH, TG, SG
<i>hèt</i> (3) (Vokal, Dentalqualität)	ZH, BE, TG, SG, AP, GR; SH, ZG, SZ, AG, BA, WS, UR, LU
<i>händ</i> (3) (Vokal, Verbalplural)	ZH, AG, ZG, SZ, BS, SG
<i>sind</i> (3) (Vokal, Verbalplural)	ZH, UW, UR; GR, SG; TG, SH, AG
<i>wird</i> (2) (Vokal, Endung)	ZH, BA, SO, AG, SH, TG, SG, BE, UW, ZG, SZ, UR, GL, GR, WS
<i>het</i> (1) (Konj.) (Vokal)	ZH, TG, SH, AP, GL, SG, AG
<i>segi</i> (1) (Konj.)	ZH ( <i>seigi</i> nur in Pfäffikon, Regensberg, Niederweningen, Wädenswil belegt)
<i>hènd</i> (1) (Verbalplural, Vokal)	ZH, LU, UW, UR, SZ, ZG, AG, SG, TG, AP, SH

Auch die dialektalen Merkmale bei den Normalverben geben nicht grundsätzliche andere räumliche Informationen: auch hier sind Merkmale mit grossem Gültigkeitsareal vorherrschend (vgl. die vorkommenden Normalverben in der 3. Person Sg. *bliipt*, *chòschtet*, *ghäisst*, *iisezt*, *läpt*, *macht*, *bruucht*, *verdient*, *verlaageret*).

Ist die vorliegende umgangssprachliche Ausprägung eine Varietät ohne kleinräumige Merkmale, sind umgangssprachliche Ausprägungen generell ohne kleinräumige Merkmale? Das völlige Fehlen der umgelauteten Form des Verbs ‚haben‘ in der 1. Person Singular, die nur im südlichen Teil des Kantons Zürich, im St.Galler Oberland und teilweise in höchstalpinen Mundarten grundmundartlich belegt ist, scheint die Vermutung zu bestätigen, dass in Umgangssprachen hauptsächlich areal kleinräumige Merkmale nicht vorkommen. Peter Trudgill (1986) – und wie schon viele vor ihm<sup>14</sup> – betrachtet den Abbau von Varianten, die selten und/oder sozial markiert sind, das sogenannte Levelling, als wichtigste dialektale Veränderungstendenz. Es lässt sich anhand der zürcherischen Ausprägungen wenig zu diesem Punkt sagen, weil dort in den Verbformen – wie aus der obigen Auflistung ersichtlich – potentiell wenig kleinräumige Dialektmerkmale vorkommen können. Wenn jedoch zusätzlich die Idiolekte von 3 Sprechern mit Freiburger Bezugsorten in Betracht gezogen werden, so lässt sich dieser Gesichtspunkt besser berücksich-

tigen, da der SDS auf dem Gebiet des Kantons Freiburg gerade auch im morphologischen Bereich relativ viele Merkmale mit einem kleinen Gültigkeitsareal ausweist. Es sind nun tatsächlich Verbformen belegt, deren räumliche Gültigkeit eingeschränkt ist: im lautlichen Bereich die sehr häufig vorkommenden Rundungen, die allerdings variabel vorkommen (*är fünt* ‚er findet‘, *i bü* ‚ich bin‘); den *d*-Schwund bei /nd/-Verbindungen; im Bereich der „besonderen Verben“ etwa *wier ga* („wir gehen“), *wir fee* („wir fangen“), *siewee* ‚sie wollen‘, *sie chäme* ‚sie kommen‘, das Partizip *ghäbe* ‚gehabt‘; auf der lexikalischen Ebene *schrüssen* ‚reißen‘<sup>15</sup> oder *goggen* ‚schauen‘.

Kleinräumigkeit ist hier offensichtlich kein umgangssprachliches Hindernis. Allerdings – und das ergibt die Durchsicht des Gesamtmaterials – scheinen häufig vorkommende kleinräumige Merkmale eher ersetzt zu werden als seltene. Damit bleibt aber der enge Raumbezug auch in Umgangssprachen noch immer gesichert.

Führen die Abweichungen von der Grundmundart, die Variationen, die vorkommen, zu einer regellosen Mischung beliebiger sprachlicher Merkmale? Die folgenden Phänomene sprechen gegen eine solche Annahme:

Wendet man das vorgeschlagene Vergleichsverfahren auch für die übrigen zehn Sprecherinnen und Sprecher an, die ebenfalls auf dem Gebiet des Kantons Zürich ihre längste Aufenthaltsdauer ausweisen,<sup>16</sup> so betreffen deren Abweichungen von der Bezugsmundart nicht von Idiolekt zu Idiolekt andere Merkmale, sondern es lassen sich vielmehr Übereinstimmungen zwischen den Sprechern feststellen und das obwohl mit Sicherheit von unterschiedlichen Dialektkontakten ausgegangen werden kann: die in der obigen Auflistung mit • bezeichneten Abweichungen kommen bei mehreren Gewährsleuten vor.<sup>17</sup> In dialektal ähnlichen Ausprägungen zeigen sich weitgehend die gleichen Abweichungen, was eher auf innersprachliche Bedingtheiten schließen lässt.

Für innersprachliche Restriktionen und gegen sprachliche Beliebigkeit spricht auch die Variation von grundmundartlicher und abweichender Form, die nur in bestimmten Kombinationen belegt ist; dazu drei Beispiele:

Was den Verbalplural von *haben* betrifft, so koexistieren bei variablem Sprachgebrauch die folgenden Formen (mit \* sind die nicht-belegten Kombinationen bezeichnet):

- mir händ* / *hènd*
- mer hei* / *hènd*
- mer hee* / *hei*
- \**mer hee* / *hènd*
- \**mer hee* / *händ*

Bei der Realisierung von mhd. *ou* und *ei* zeigt sich der folgende Befund:

*oo / ou*  
*ee / ei*  
*\*oo / au*  
*\*ee / äi*

Bei der Realisierung von mhd. *â* nimmt das Verb *gehen* eine Schlüsselstellung ein, dort scheinen eher verdampfte *â* vorzukommen als in anderen Verben. Teilweise ist die verdampfte Form auf die „reduzierten“ Formen des Verbs *gehen* als Verbalpartikel beschränkt (*ich gaa go iichaufe*).

*â* in *gehen* / *â* in den übrigen Umgebungen  
*gaa / aa*  
*goo / oo*  
*goo / aa*  
*\*gaa / oo*

Die Ermittlung dieser Variationen am Gesamtmaterial verspricht die vom linguistischen Gesichtspunkt her wohl aufschlussreichsten Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung.

Wie ist also insgesamt die Dialektalität der Verben zu werten? Können wir von einem Abbau der Dialektalität im Vergleich mit den Grundmundarten sprechen? Der grösste Teil der Äusserungsmenge besteht aus grossräumigen Dialektmerkmalen. Die Schnittmenge ihrer Gültigkeitsareale entspricht einem grundmundartlichen Gebiet. Unter den engräumigen Dialektmerkmalen gibt es solche, die vollständig ersetzt worden sind. Das sind im vorliegenden Material die Ausnahmen. Häufiger kommen engräumige Merkmale variabel neben Ersatzformen vor, die ihrerseits wieder dialektale Formen sind. Wenn man dieses Variationsstadium unter dem Blickwinkel eines Abbaus betrachten will, so besteht der Abbau hier in einer Verminderung der Auftretenswahrscheinlichkeit der engräumigen Form. Dieser variable Gebrauch führt damit einerseits dazu, dass sich verschiedene Varietäten ähnlicher werden, andererseits aber auch dazu, dass der enge lokale Bezug – quasi in einer „herabgesetzten Dosierung“ – nach wie vor garantiert ist. Diese Variabilität kann als Indiz für ein Wandelstadium betrachtet werden, das letztlich zu einem völligen Verschwinden der engräumigen Form und zu einem neuen kategorischen Stadium führen könnte. Denkbar ist aber auch die Annahme einer langandauernden oder stabilen Variabilität, die den bestehenden regionalistischen Tendenzen auf sprachlicher Seite entsprechen könnte.

### 3. Zum alltagsweltlichen Umgang mit Umgangssprachen

Welchen Status haben umgangssprachlichen Ausprägungen bei dialektologischen Laien, im volkstümlichen Empfinden? Nicht nur Dialektologinnen und Dialektologen, auch Laien gehen mit Dialekten um, wenn auch auf unterschiedliche Art. Das alltagsweltliche Interesse ist durch den Gebrauch der Dialekte und durch den gesellschaftlichen Wert lokaler Sprechweise bedingt. In der deutschsprachigen Schweiz, wo die Dialekte über ein hohes Ansehen verfügen, gehört ein bestimmtes Wissen über die Dialekte zum Kulturgut. Nicht nur, dass in den modernen Schulbüchern selbst der Volksschulstufe das Thema „Dialekt“ behandelt wird, die Diglossie-Situation garantiert auch die Erfahrung mit den unterschiedlichsten arealen Varianten, wobei hier natürlich grosse individuelle Unterschiede bestehen. Die Erfahrung im Umgang mit dialektaler Variation wird überaus gerne thematisiert und hat zu einer eigentlichen alltagsweltlichen Metasprache geführt. Entweder werden zur Charakterisierung bestimmter lokaler Ausprägungen Kennwörter herangezogen – etwa *rüüdig* für Luzern, oder es existieren Merksätze, die lautliche Besonderheiten wegen der fehlenden fachsprachlichen Terminologie an Beispielen festmachen – z *Züri schynt dänn d Sune* für Zürich. Interessant ist nun zu sehen, welche alltagsweltlichen Kategorien existieren, die diese Alltagserfahrung der arealen Bedingtheit der Sprache erfassen.

Die in der deutschsprachigen Schweiz gängigste Dialekteinteilung erfolgt nach dem politischen Territorium Kanton: man spricht etwa von Zürichdeutsch, Berndeutsch, Walliserdeutsch. Die Kategorisierung nach Kantonen – die neben der Sprache auch in anderen Bereichen vorkommt – offenbart deren zentrale Bedeutung im föderalistischen Staat, einer Bedeutung, die auch im Selbstverständnis der Schweizerinnen und Schweizer verankert ist.

Die dialektalen Kantonskategorien unterscheiden sich nun in den folgenden drei Punkten auffällig von Kategorienbildungen, wie sie die Wissenschaft vornimmt:<sup>18</sup> 1. Die „Kantons-Varietäten“ können nicht über das Vorhandensein von notwendigen und hinreichenden Merkmalen definiert werden. 2. Die Abgrenzung gegenüber anderen Kategorien ist nicht scharf, sondern fließend. Es gibt keine Getrenntheit und Klarheit der Kategorien sondern Kontinua. 3. Einzelne Ausprägungen, die zwar unter die gleiche Kategorie subsumiert werden, haben offenbar einen unterschiedlichen Status, was wertende Urteile belegen, die über sprachliche Ausprägungen gefällt werden. Qualitätsurteile von der Art *gutes, reines, echtes, typisches Zürichdeutsch*, aber auch *Zürcher Gemisch, eine Art Zürichdeutsch* zeigen, dass es nach dem alltagsweltlichen Empfinden bessere oder schlechtere Beispiele für eine

Kategorie gibt, einen Gütegrad der Zugehörigkeit, was mit einer wissenschaftlichen Kategorienbildung absolut unvereinbar ist, die nur Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zu einer Kategorie kennt.

Die drei erläuterten Punkte sind Indizien dafür, dass es sich bei der alltagsweltlichen Dialekteinteilung um natürliche Kategorienbildung handelt, die das Wissen in Abhängigkeit von wahrnehmungsmässigen, kulturellen und sozialen Erfahrungen organisiert. Wenn etwa von „typischen Dialekten“ die Rede ist, so kann diese Eigenschaft mit der sprachlichen Qualität zusammenhängen, die in einer bestimmten Weise herausragend ist. Das Urteil kann auch eine quantitative Komponente haben und bedeuten, dass die meisten Sprecher des Areals X eine bestimmte Ausprägung realisieren. Wertende Urteile, die mit den Attributen *echt*, *rein* qualifizieren, offenbaren dagegen soziale Wertmassstäbe, zeitlich bedingte gesellschaftliche Normen. Als *rein* und *echt* gelten Dialekte heute, wenn sie sich möglichst von der Standardsprache oder Vergleichsdialekten unterscheiden und berechtigten oder unberechtigten Anlass dazu geben, als alt qualifiziert zu werden (vgl. Haas 1992). Solche Wahrnehmungstendenzen und Wertmassstäbe können zu sogenannten Prototypeneffekten führen, zu Asymmetrien in der Kategorienzugehörigkeit, die dadurch zustande kommen, dass sich die Kategorisierung an den „klarsten“ Fällen orientiert.<sup>19</sup>

### 3.1. Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung umgangssprachlicher Varietäten

Was die alltagsweltliche Einschätzung der erhobenen Daten betrifft, so liegen dazu einige nicht systematisch erhobene Laien-Urteile vor. Die Gewährsleute sind nämlich gebeten worden, ihre eigene sprachliche Ausprägung – sofern möglich – areal zu situieren. Zudem sollten sie nach Möglichkeit die Sprechweise ihrer Kollegen und Kolleginnen bestimmen, die ihrerseits wieder Gewährsleute für die vorliegende Untersuchung waren. So liegen für die Idiolekte aller Gewährsleute Selbst- und Fremdeinschätzungen zur sprachlichen Lokalisierung vor.

Das Interesse hat sich also danach gerichtet, ob die vorliegenden Idiolekte eine Merkmalskombination aufzeigen, die für Laien als lokale Varietäten identifiziert werden und zu entsprechenden arealen Rückschlüssen führen.<sup>20</sup> Bis auf einen Sprecher, der seinen Idiolekt als „*Radio DRS*“ bezeichnet, weisen sich alle Sprecherinnen und Sprecher in der Selbsteinschätzung einem Territorium zu, das kleiner ist als das deutschsprachige Gebiet der Schweiz, sie sehen ihren Idiolekt also als lokal geprägt an.

Dabei kommen die folgenden Kategorisierungsniveaus vor (in Klammern ist jeweils die Anzahl der Nennungen und ein Beispiel verzeichnet):

„Radio DRS“ (1).

Landesteil und Kanton (1) (*typischer Ostschweizer-Dialekt; bzw. ein Neu-Thurgauer-Dialekt*)

Kanton (23) (*Berner Dialekt*)

Kanton und Region (4) (*Bern, Seeland*)

Region (7) (*Mutscheller Dialekt*)

Kanton und Ort (2) (*Walliser Dialekt /Mörel*)

Ort (2) (*Stadtzürcher Dialekt*)

Sehr viele Gewährsleute lassen es nun nicht bei der blossen Kategorisierung bleiben, sondern sie qualifizieren ihren Idiolekt gleichzeitig als *Mischung, nicht mehr rein, nicht-typisch*. Um es in der obigen Terminologie auszudrücken: sehr viele sehen ihre eigene sprachliche Ausprägung als einer bestimmten Kategorie zugehörig an, aber sie halten sich für Sprechende eines wenig prototypischen Dialekts.<sup>21</sup>

Für die 42 Ausprägungen liegen etwas über 400 Fremdeinschätzungen vor, die allerdings nicht mit einem operationalisierbaren Verfahren erhoben worden sind und bloss einen Eindruck zu vermitteln vermögen, welche Art von Kategorien überhaupt gewählt wird.

Es zeigen sich folgende Kategorien:

undefinierbar/Schweizerdeutsch (3)

Landesteil (14)

Kanton (417)

Region (14)

Auch die Fremdeinschätzungen zeigen, dass die umgangssprachlichen Ausprägungen durchaus eine alltagsweltliche dialektale Kategorisierung erlauben. Die vorgenommenen Zuweisungen sind Indizien dafür, welche Grössen als natürliche Kategorien, als einheitliche Grössen, betrachtet werden. Noch häufiger als bei den Selbsteinschätzungen kommt die Kategoriengrösse „Kanton“ vor. Deutschschweizer bilden offenbar vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen mentale Schemen von lokalen Ausprägungen, die einen gewissen Spielraum für Variation vorsehen.<sup>22</sup> Dass diese Kategorisierungen nicht einfach willkürliche Zuordnungen von sprachlicher Ausprägung und dem Herkunftskanton der Sprechenden sind, sondern einen Zusammenhang haben mit der Wahrnehmung von Dialekten, zeigt sich etwa in folgenden Punkten:

– Die Ausprägungen zweier Sprecher, die im zürcherisch-schaffhausischen Grenzbereich auf kantonalzürcherischem Territorium aufgewachsen sind, werden weder in der Selbst- noch in der Fremdeinschätzung als Zürichdeutsch kategorisiert.

– Wird von der Kategoriengrösse Kanton abgewichen, kommen beim vorliegenden Material meist die Kategorien Ostschweizerisch oder Innerschweizerisch vor. Allerdings wird Appenzellerdeutsch niemals als Ostschweizerisch kategorisiert, sondern konsistent als Appenzellerdeutsch: während also die übrigen Ostschweizer Ausprägungen als einander ausreichend ähnlich wahrgenommen werden, konstituiert das Appenzellerdeutsch eine eigene Kategorie, wird also als andersartig wahrgenommen.

– Die Bezeichnung Aargauerdeutsch kommt in Selbsteinschätzungen nur mit zusätzlichen Präzisierungen vor (*Aargauerdeutsch der Region Baden*), bei Fremdeinschätzungen wird es nur von Zürcherinnen und Zürichern gebraucht, offensichtlich als Abgrenzung zu ihrer eigenen Sprechweise.

Für Varietäten, die auf dem Territorium des Kantons Aargau gesprochen werden, wird nur zögernd eine Kategorisierung als Aargauerdeutsch vorgenommen, weil Aargauerdeutsch offensichtlich nicht als natürliche Kategorie angesehen wird.

Dass mentale Schemen existieren in bezug auf das Baseldeutsche, Berndeutsche usw. kann einen Zusammenhang haben mit ihrer Auftretenshäufigkeit und der ökonomischen und kulturellen Wichtigkeit der entsprechenden Region. Der wahrnehmungsmässige Aspekt scheint allerdings ebenso wichtig zu sein: vom selten auftretenden und ökonomisch wenig bedeutenden Appenzellerdeutsch existiert eine einheitliche Vorstellung, nicht jedoch von den Varietäten des Kantons Aargau, des bevölkerungsmässig viertgrössten Kantons der Schweiz.<sup>23</sup>

Dass diese Kategorien psychisch reale Grössen sind, gegen die auch die Wissenschaft nicht gefeit ist, zeigen etwa die Mundartgrammatiken, die sich ebenfalls auf politische Territorien beziehen: es gibt eine berndeutsche Grammatik und das trotz beträchtlicher kantonsinterner Variation und weitgehend fehlender Abgrenzung nach aussen!

#### 4. Ausblick

Die alltagsweltliche Dialektkonzeption und die alltagsweltliche dialektale Kategorienbildung ist nur über die Urteile von Testpersonen zugänglich. Die Vorstellung, dass jene sprachlichen Merkmale, die für die Dialektologie zentral sind, gleichzeitig jene sind, die bei alltagsweltlichen Konzeptionen entscheidend sind, ist wie Herrgen/Schmidt (1985) gezeigt haben, äusserst zweifelhaft. Zudem sind die Hörerurteile zwar an Merkmale der Äusserungsstrukturen gebunden, wichtig ist aber wohl weniger das Auftreten einzelner Merk-

male, wichtig scheint das aus den Merkmalen resultierende Gesamterscheinungsbild zu sein, das wahrscheinlich eher holistisch als analytisch perzipiert wird (vgl. Schwarzenbach 1969). Es müssten also – um wirklich zu befriedigenden Ergebnissen zu kommen – Testdesigns erarbeitet werden, die anhand durchdachter Experimente herauschälen könnten, welche sprachlichen Merkmalskombinationen bei welchen Hörervoraussetzungen zu welchen Urteilen führen.<sup>24</sup>

Um noch einmal auf den ersten Teil der Ausführungen zurückzukommen: die Aussagen über Umgangssprache beruhen auf einem ganz kleinen und sehr speziellen Korpus. Dieses Korpus vermag allenfalls anzudeuten, dass die Umgangssprache junger Menschen eine deutliche räumlich Prägung zeigt, deren Norm sie sich mit einer erstaunlichen Sicherheit aus einem Dickicht sprachlicher Heterogenität herausfiltern. Man kann aber nichts darüber aussagen, ob sie sich später, in mittleren Lebensjahren, dialektal nicht doch noch einmal anders ausrichten und daraus dann eine weniger konsistente Dialektalität resultiert.

## Anmerkungen

- 1 Dass der Terminus Umgangssprache im Kontext der deutschschweizerischen Sprachsituation wegen drohender Missverständnisse besser gemieden würde, hat sich in der an diesen Vortrag anschliessenden Diskussion überdeutlich gezeigt. Da Umgangssprache auch in Dialektologenkreisen primär als „überregionales Ausgleichsprodukt zwischen sozialen und regionalen mündlichen Sprachvarianten“ (Bussmann 1983, 561) verstanden wird, kann die Verwendung des Terminus (leider und nicht beabsichtigt) einmal mehr der irrtümlichen Meinung Vorschub leisten, in der Deutschschweiz existiere eine sprachliche Zwischenstufe zwischen Dialekt und Standardsprache, die die Sprecherinnen und Sprecher in bestimmten Situationen verwenden würden. Umgangssprache wird hier *extralinguistisch* definiert als informelle Alltagssprache. Dass diese dialektal ist und auch von ihren Sprecherinnen und Sprechern für Dialekt gehalten wird, steht ausser Frage. Der linguistische Charakter der Grundmundarten – in formellen Kontexten anhand sorgfältig ausgewählten Gewährspersonen erhoben – ist bekannt, jener der informellen dialektalen Alltagssprache beliebiger Sprecher muss jedoch erst genau untersucht werden: neben eher subjektiven Einschätzungen ist darüber wenig bekannt (vgl. Anmerkung 2).
- 2 Für E. Strübin (1976, 99), der sich als einer der wenigen ausführlich der Umgangssprache (der alltäglichen Verkehrssprache) widmet, sieht diese vom Gesichtspunkt der „klassischen“ Mundart als „schwere Einbusse“ an. Die Umgangssprache unterscheidet sich seiner Ansicht nach von der Mundart in folgenden Punkten: „1. der Ausgleich der Lokal- und Regionalmundarten, 2. die Übernahme einer internationalisierten technischen Sachsprache, 3. die Hinwendung zu einer ‚gebildeten‘, hochdeutsch

- getönten höheren Verkehrssprache, 4. der ‚Trend‘ zu einer gefühlsbetonten mittleren und niederen Verkehrssprache, zum Slang.“
- 3 Vgl. hier etwa: Des Schweizerers Deutsch (1985) sowie Leserbriefe in schweizerischen Presseerzeugnissen.
  - 4 Ich beziehe mich im folgenden auf Anderson (1989), Lakoff (1987) und Schwarz (1992).
  - 5 Zum „klassischen“ sprachgeographischen Datenerhebungsverfahren vgl. Hotzenköcherle (1962).
  - 6 Die Kommunikationssituation, in der diese Interviews stattfanden, war klar geprägt durch Asymmetrien in verschiedenen Bereichen: die Interviewerin war in einer eindeutig dominierenden Rolle mit dem Recht Fragen zu stellen und das Gespräch zu lenken. Nur sehr selten ist von den Gewährsleuten dieses Muster denn auch durchbrochen worden mit entsprechenden „gleichberechtigten“ Rückfragen an die Interviewerin.
  - 7 Vgl. jedoch Schmidrig (1986), der Anpassungstendenzen von Walliser Sprechern an Sprecher anderer Schweizer Dialekte, das sogenannte „Dusseln“, untersucht hat.
  - 8 Vgl. Oglesby (1991), der u.a. die Integration standardsprachlicher Lexeme in den Dialekt untersucht und feststellt, dass ein Zwang zur „Mundartlichkeit“, nicht jedoch zur völligen Anpassung an ein Dialektsystem besteht.
  - 9 Vgl. Dialektalitätsmessungen resp. -zuordnungen anhand ausgewählter Merkmale bei Reitmajer (1979), Stellmacher (1977), Trudgill (1986), Christen (1992).
  - 10 Als Vergleichsbasis können nur die im SDS kartographierten Variablen herangezogen werden. Die Prosodie, ein zentraler Gesichtspunkt, muss unberücksichtigt und nach wie vor ein dringliches Desideratum bleiben.
  - 11 Insgesamt sind für überoffenes kurzes /ä/ 20 types belegt, die abweichenden Realisierungen betreffen dabei ausschliesslich das Verb *haben*. Inwiefern das Indikativ-Konjunktiv-System von dieser Varianz beeinflusst wird, kann im Datenmaterial nicht überprüft werden.
  - 12 Eine weitere Möglichkeit besteht darin, die areal nicht belegte Form *segi* als eine Form eines „interdialect“ (Trudgill [1986, 62] in Anlehnung an Selinkers „Interlanguage“) zu verstehen ist, der eine Art Lernerstufe darstellt.
  - 13 Die fehlende Adaptierung des standardsprachlichen Lehnwortes vermeidet eine Homonymie zwischen *bschlüssen* ‚abschiessen/verschliessen‘ und *beschlüssen* ‚beschliessen‘.
  - 14 Eine bestimmte sprachliche Form kommt auf dem Territorium des entsprechenden Kantons vor, schliesst aber das gleichzeitige Vorkommen anderer arealer Varianten nicht aus.
  - 15 Vgl. die Diskussion über die primären und sekundären Dialektmerkmale, die durch Schirmunski (1930) in Gang gekommen ist. Für Herrgen/Schmidt (1985, 21) ist die Unterscheidung von primären und sekundären Dialektmerkmalen eine Unterscheidung, die auf Hörerurteilen basiert: „Da Schirmunskis primäre und sekundäre Merkmale unterschiedliche Gradierungen der auffallenden Abweichungen bezeichnen, kann diese Unterscheidung als frühester Versuch einer Dialektalitätsmessung, die allerdings auf subjektiven Einschätzungen beruht, gewertet werden. Da Hörerurteile subjektive Sprachdaten sind, beinhaltet Schirmunskis Konzept eine subjektive Einschätzung subjektiver Daten.“

- 16 Hinweis zur arealen Verbreitung von ‚schrissen‘ vgl. Id. IX, 1663.
- 17 Der Vergleich liefert in mehrer Hinsicht Übereinstimmungen mit den oben dargestellten Verhältnissen: das quantitative Ausmass der Abweichungen ist gering; der überwiegende Teil der belegten Formen entspricht der Bezugsmundart, wobei die meisten Formen solche mit grossem Gültigkeitsareal sind; die Abweichungen selbst bestehen nicht aus neuen Formen, sondern sie sind in lokalen Varietäten bereits vorhanden; die Abweichungen sind häufig nicht kategorisch bei allen Realisierungen eines bestimmten Merkmals, sondern es kommt Variation vor mit der grundmundartlichen Form.
- 18 Im lautlichen Bereich sind am meisten Abweichungen im Bereich der *e*-Realisierungen festzustellen (vgl. Sauter 1992), und zwar wird statt einem überoffenen *ä* ein offenes *e*, und statt geschlossenem Primärumlaut ein neutraler oder offener *e*-Laut realisiert. Allerdings kommen diese Abweichungen immer bloss in Variation mit den bezugsmundartlichen Formen vor. Zudem sind sie bei jenen Sprecherinnen und Sprechern belegt, deren Bezugsmundart ein überoffenes *ä* ausweist.
- Im morphologischen Bereich kommen bei allen Gewährspersonen endungslose Formen in der 1. Person Sg. vor, bei einigen variabel neben der grundmundartlichen *-e*-Endung, bei einigen kategorisch. Bei jenen Testpersonen, deren Grundmundart ‚haben‘ mit einer umgelauteten Form in der 1. Person Sg. ausweist, zeigt sich eine kategorische Verwendung der nicht-umgelauteten Form (es kommt also immer *ich ha(n)*, niemals *ich hä(n)* vor).
- 19 Der areale Befund hat zu wissenschaftlichen Dialekteinteilungen geführt: anhand einer Auswahl von Merkmalen, die sich sprachgeschichtlich als relevant erwiesen haben, sind Ausprägungen zu grösseren Einheiten zusammengefasst worden – ein Beispiel für eine solche Dialekteinteilung ist jene von Ferdinand Wrede (1956), der eine Einteilung vorschlägt, die sich an den naturwissenschaftlichen Pflanzenbestimmungen eines Linné orientiert, und wie ein Flussdiagramm über ja-/nein-Entscheidungen organisiert ist. Die Kategorien sind damit über die Kombination ganz bestimmter Merkmale definiert. Ein Beispiel für eine wissenschaftliche Dialekteinteilung ist auch die Bossart-Schild-Linie (vgl. Bossart 1888), die anhand der verbalen Pluralbildungen östliches von westlichem Schweizerdeutsch abgrenzt.
- 20 Die gängigen gesellschaftlichen Normen darüber, welche Dialektausprägungen die besseren sind, deckt sich in auffälliger Weise mit dem, was auch die wissenschaftliche Dialektologie anstrebt: die für älter gehaltene Form ist die bessere Form und wird damit als prototypischer eingeschätzt als andere Ausprägungen.
- 21 Selbstverständlich sind die Gewährsleute gebeten worden, nicht einfach den eventuell bekannten Herkunftsort einer Person als Dialektbezeichnung zu verwenden, sondern die Entscheidung vor dem Hintergrund des bereits vorhandenen Alltagswissens über schweizerische Dialekte zu fällen.
- 22 Es muss mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass die Testpersonen ihr Sprechen partnerabhängig variieren, sich die vorliegenden Urteile also auch auf abweichende Varietäten beziehen können. Wichtig ist hier jedoch nur, dass die Äusserungen als lokal geprägte Grössen wahrgenommen werden.
- 23 „Die Deutschschweizer werden ihre alltägliche Sprechsprache nicht als Dialekt einstuft, obwohl der Dialektologe dazu mit dem Blick auf die anderen alemannischen Dialekte bereit ist.“ (Mattheier 1983, 149) Dass die Deutschschweizer ihre Sprech-

- sprache sehr wohl als Dialekte sehen, zeigen m.E. die vorliegenden Selbsteinschätzungen.
- 24 Die Dialektschemata scheinen aus dem Wissen über die Merkmale zu bestehen, die gemeinsam bei einem Dialekt vorkommen. Offenbar besteht nun dieses mentale Schema nicht einfach aus einer Reihe von Propositionen, das für einen Dialekt die Zuweisung ganz bestimmter Attribute vorsieht, sondern die Schemata bestehen aus einer Struktur von Leerstellen, die verschiedene Attribute und damit auch Varianz zulassen. Diese Varianzen führen dazu, dass Dialektkategorien nicht klar abgrenzbare Grössen sind. (Vgl. Anderson 1989, 121).
- 25 Für Roland Ris (1992, 756) bilden soziokulturelle und historische Begebenheiten den Ausgangspunkt für die alltagsweltliche Mundartkategorisierung. Er geht davon aus, „dass sich in der Wahrnehmung durch Fernerstehende näher verwandte Mundarten zu grossräumigeren Regiolekten zusammenschliessen, die nur dann differenziert werden, wenn ein sehr spezifischer Kantonsstereotyp interferiert. (...) Offensichtlich werden also die Wahrnehmungsräume durch ganz bestimmte Einstellungen gegenüber den Bewohnern und ihrer Sprache so strukturiert, dass einerseits politisch und kulturell relativ einheitliche Räume gleichsam auch die Wahrnehmung einer relativ einheitlichen Sprache induzieren, respektive linguistisch grundlegende Unterschiede (wie in Graubünden zwischen östlichem Rheintalerisch und westlichem Walsertdeutsch) nicht bewusst werden lassen, dass andererseits beim Vorliegen von als stark bewerteten politischen und kulturellen Grenzen auch die jeweiligen Mundarten als sehr verschieden wahrgenommen und entsprechend verschieden bezeichnet werden.“
- 26 Vgl. Herrgen/Schmidt (1985, 35): „Dialektalitätsbeurteilungen durch Hörer können nicht aus anderen Grössen abgeleitet werden. Sie können weder aus dem Systemkontrast noch aus der Phonetik der Merkmale noch aus der arealen Verbreitung der Merkmale erklärt werden. Dialektalitätsbeurteilungen sind eine unabhängige Grösse“.

## Literatur

- Ammon, U. (1973): Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Weinheim/Basel.
- Anderson, J. R. (1988): Kognitive Psychologie. Heidelberg.
- Bellmann, G. (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier, K. (Hg.), Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen, 105-130.
- Bossart, J. (1888): Die Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbuns und damit zusammenhängende Erscheinungen. Ein Beitrag zur Grammatik der schweizerischen Mundart. Frauenfeld.
- Bussmann, H. (1983): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart.
- Christen, H. (1992): Die dialektale Prägung schweizerdeutscher Umgangssprachen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 3, 275-292.
- Bickerton, D. (1973): On the Nature of a Creole Continuum. In: Language 49, 640-669.
- Des Schweizerers Deutsch (1985): Beiträge zum Thema Mundart und Hochsprache. Bern.
- Gabelentz, G. von der (1984): Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Mit einer Studie von E. Coseriu, neu herausgegeben von G. Narr und U. Petersen. Darmstadt. (1. Aufl. Leipzig 1891).

- Goebel, H. (1980): Dialektographie + Numerische Taxonomie = Dialektometrie. In: *Ladina* 4, 31-95.
- Haas, W. (1992): Reine Mundart. In: H. Burger / A. M. Haas / P. von Matt (Hg.), *Verborum amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag*. Berlin, 578-610.
- Herrgen, J./ Schmidt, J. E. (1985): Systemkontrast und Hörerurteil. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 52, 20-42.
- Hotzenköcherle, R. (1962): Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bde. A, B. Bern.
- Hotzenköcherle, R. (1984): Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Aarau.
- Lakoff, G. (1987): *Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago.
- Mattheier, K. J. (1983): Dialekt und Dialektologie. Fünf Bemerkungen zur Dialekttheorie. In: *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen, 135-154.
- Oglesby, S. (1991): Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Bern.
- Reitmayer, V. (1979): Der Einfluss des Dialekts auf die standardsprachlichen Leistungen von bayerischen Schülern. Marburg.
- Ris, R. (1992): Innerethik der deutschen Schweiz. In: P. Hugger (Hg.), *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*. Zürich, 749-766.
- Sauter, P. (1992): Varianz und Wandel in der heutigen Mundart. Untersuchungen am Beispiel eines zürichdeutschen Radiointerviews. Unveröff. Lizentiatsarbeit. Universität Freiburg/Schweiz.
- Schirmunski, V. (1930): Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten. *Germanisch-romanische Monatsschrift* 18, 113-122; 171-188.
- Schwarz, M. (1992): Einführung in die Kognitive Linguistik. Tübingen.
- Schwarzenbach, R. (1969): Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Frauenfeld.
- Schnidrig, K. (1986): Das Dusseln. Ein Subsidärdialekt im Deutschwallis. Freiburg/Schweiz.
- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (1881-). Frauenfeld.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (1962-1988). Begründet von H. Baumgartner und R. Hotzenköcherle. Hg. R. Hotzenköcherle. Bd. I-VI. Bern.
- Stellmacher, D. (1977): Studien zur gesprochenen Sprache in Niedersachsen. Marburg.
- Strübin, E. (1976): Zur deutschschweizerischen Umgangssprache. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 72, 97-145.
- Trudgill, P. (1983): *On Dialect*. Oxford.
- Trudgill, P. (1986): *Dialects in Contact*. Oxford.
- Trudgill, P. (1988): On the role of dialect contact and interdialect in linguistic change. In: J. Fisiak (Hg.), *Historical dialectology. Regional and social*. Berlin/New York/Amsterdam, 247-263.
- Wrede, F. (1956): Einführung zum Deutschen Sprachatlas. Zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste Lieferung. Marburg.